

## Werk

**Titel:** Miscellen

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1869

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1869\\_0004|LOG\\_0009](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1869_0004|LOG_0009)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

Die auf derselben Karte angegebenen, wohl auf neueren astronomischen Beobachtungen beruhenden Positionen der Fixpunkte an den Mündungen (*phare de St. Georges* lat.  $44^{\circ} 51' 5''$ , lg.  $29^{\circ} 36' 52''$ , *phare de Soulina*  $45^{\circ} 9' 6''$ ,  $29^{\circ} 40' 37''$ , *corps de Garde d'Otchakoff*  $45^{\circ} 25' 55''$ ,  $29^{\circ} 40' 15''$ ) weichen dagegen so unerheblich von denjenigen ab, welche der Spratt'schen Karte zu Grunde liegen, daß wir deshalb an der Orientirung der letzteren für die Reduction nichts zu ändern nöthig erachtet haben.

H. Kiepert.

## Miscellen.

### Grenz-Berichtigung zwischen den australischen Colonien Süd-Australien, Victoria, Neu-Süd-Wales und Queensland.

Seit Jahren ist die Lage der Grenze zwischen Süd-Australien einerseits und Queensland und insbesondere Neu-Süd-Wales andererseits eine Streitfrage gewesen. Es war bei Pachtcontracten dort gelegener Weiden unmöglich, mit Bestimmtheit anzugeben, wo eigentlich die eine Colonie aufhöre und die andere anfangen, und so blieb es natürlich auch zweifelhaft, welche Regierung denn das Recht habe, die jährliche Rente des streitigen Territoriums einzuziehen. Es hatte dies zu mancherlei Correspondenzen Veranlassung gegeben, die oft nicht die angenehmsten waren, um so mehr, als es sich im Grunde doch immer nur um kleine Summen handeln konnte. Es beschlossen daher die beteiligten Regierungen, diese Streitigkeiten ein für allemal zu ordnen und beizulegen, indem eine sehr competente Commission ernannt wurde, bestehend aus Mr. Charles Todd, Mr. Ellery und Mr. G. R. Smalley, den drei Directoren der Observatorien in Adelaide, Melbourne und Sydney. Dem Mr. Ch. Todd, einem ausgezeichneten Astronomen, wurde die Leitung übertragen.

Es handelte sich darum, die Grenzlinie zwischen Süd-Australien und Victoria, welche der 141. Meridian O. L. Gr. bilden soll, weiter nach Norden hinaufzuführen, um so die westliche Grenze von Neu-Süd-Wales und Queensland zu reguliren. Aber da fragte es sich wieder, ob der Punkt am südlichen Ufer des Murray River, wo diese Linie endet, wirklich in dem genannten Meridian liege, um davon mit Sicherheit ausgehen zu können.

Die bisher zwischen Süd-Australien und Victoria gegoltene Grenze gründet sich auf astronomische Beobachtungen, welche im Jahre 1839 angestellt wurden. Da sich jedoch später herausstellte, daß der Längengrad von Sydney damals unrichtig angegeben war, so lag die Vermuthung sehr nahe, daß auch obige Grenze nicht den 141. Meridian repräsentire.

Mr. Charles Todd proponirte nur, den Grenzpunkt durch den electrischen Telegraphen zwischen Adelaide und Sydney zu bestimmen, und er selbst wollte

sich nach einem nördlichen Orte der jetzigen Grenze begeben, um Zeitsignale mit den Observatorien in Melbourne und Sydney zu wechseln.

Aber zuvor war natürlich zu ermitteln, welches denn eigentlich der richtige Meridian von Sydney und Melbourne sei, und Mr. Todd empfahl, dafs eine voltaische Längengradbestimmung zwischen den Adelaide-, Melbourne- und Sydney-Sternwarten angestellt werden sollte. Es ergab sich dabei, dafs die Lage der Grenzlinie um ein Längenstück von  $\frac{3}{4}$  Miles differirte, je nachdem man der Calculation die präsumirte Länge von Melbourne oder die von Sydney zu Grunde legte <sup>1)</sup>. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, kam man überein, den Meridian von Sydney auf die Melbourne- und Sydney-Beobachtungen zu basiren, daraus ein Mittel zu ziehen und dann den Unterschied zwischen den Beobachtungen beider Observatorien zu theilen.

Während Mr. Todd in Sydney war, wurde von den drei Astronomen eine sehr sorgfältige voltaische Bestimmung des Unterschiedes in der Länge zwischen Melbourne und Sydney angestellt, indem man den Durchgang derselben Sterne durch die beiden Meridiane beobachtete und die Zeit vom Chronographen notiren liefs <sup>2)</sup>. Das Resultat ergab  $24' 55\frac{3}{4}''$  als Differenz zwischen beiden Orten.

Nach seiner Rückkehr von Sydney nach Adelaide begab sich Mr. Todd in Begleitung von Mr. Cooper, dem stellvertretenden Surveyor-General seiner Colonie, nach dem Murray River. Sie führten ein 54zölliges Transitinstrument und mehrere Chronometer mit sich. Das erstere stellten sie am nördlichen Ufer des Flusses, eine kurze Entfernung westlich von der alten Grenzlinie zwischen Süd-Australien und Victoria auf. Es wurde dann der Durchgang von vorher bestimmten Sternen durch die Meridiane von Sydney und der Grenze in zwei aufeinander folgenden Nächten beobachtet und von dem Chronographen in Sydney verzeichnet. Zu dem Ende war ein Draht von der Telegraphenlinie an das Augende des Telescopen geführt, so dafs in dem Augenblicke, wo der Stern die Drähte des Transitinstrumentes passirte, der Contact durch den Telegraphen nach Sydney transmittirt und vom dortigen Chronographen notirt werden konnte. In zwei anderen Nächten wurden in gleicher Weise Sterne über den Meridianen von Melbourne und der Grenze beobachtet, und die Zeit des Durchganges ebenfalls vom Chronometer des Melbourne-Observatoriums vermerkt. So wurde der Unterschied in der Zeit festgestellt, und die Differenz der Länge zwischen dem Transitinstrumente und Sydney ergab  $40' 59.778''$ , während die Länge für den Ort des Instrumentes selbst 9 h. 23 Min. 49.31 Sec. auswies. Die Genauigkeit,

---

<sup>1)</sup> Bis zum Jahre 1860 war der angegebene Meridian von Sydney um 3 Miles oder 12 Sec. unrichtig, und dieser Irrthum, welcher von wesentlichen Ungenauigkeiten in den Lunartafeln und der dem Monde angewiesenen Stellung resultirte, findet sich noch bis auf den heutigen Tag in den Ausgaben des *Nautical Almanac*. Der correcte Längengrad von Sydney und Melbourne ist seitdem durch zweijährige Beobachtungen auf den Observatorien beider Plätze, verglichen mit den in denselben Nächten in Greenwich angestellten, gewonnen worden. Diese Bestimmung ist also frei von den Irrthümern in den Lunartafeln.

<sup>2)</sup> Der Chronograph, einem gewöhnlichen Telegraphen sehr ähnlich, ist ein Instrument, auf dessen Papierstreifen, wie dieser langsam fortschreitet, die Transituhr des Observatoriums jede Zeitsecunde registrirt.

mit welcher diese Bestimmung gemacht wurde, kann daraus ersehen werden, daß der Unterschied in der Zeit zwischen dem Transitinstrumente an der Grenze und dem Melbourne-Observatorium bei der Beobachtung in der ersten Nacht (13. Mai) 16 Min. 3.780 Sec. und in der zweiten (14. Mai) 16 Min. 3.758 Sec. betrug, also nur eine unbedeutende Differenz von 0.22 Sec.

Aus den Beobachtungen, die zwischen den Melbourne- und Sydney-Observatorien, welche beide, wie bereits erwähnt, ein Chronometer besitzen, angestellt wurden, ergab sich, daß die Schnelligkeit des electrischen Stromes 15,430 Miles die Secunde betrug.

Nachdem Mr. Todd dann den Breitengrad seines Standes an der Grenze genau ermittelt, auch noch eine lange Reihe magnetischer Forschungen bezüglich der Declination und Inclination angestellt hatte, wurde die Länge der Entfernung vom Transitinstrumente bis nach der wirklichen Grenze (141° O. L. Gr.) genau gemessen und letztere angemerkt, die Meridianlinie selbst einige Miles die Grenze hinauf verfolgt und diese Strecke ebenfalls sorgfältig bezeichnet. Man fand, daß das Transitinstrument 2 Miles 44 Mains 68 links westlich von der wahren Grenze stand, und es müßte daher ein solcher Strich Landes von der Colonie Neu-Süd-Wales und Queensland an die Colonie Süd-Australien abgetreten werden. Die Karten von Australien werden danach zu berichtigen sein.

Wie verlautet, wird in Folge der rectificirten Grenzen das Städtchen Apsley und der Glenelg River, bisher zu Victoria gghörig, an Süd-Australien fallen.

— ff. —

## Die Hindus.

(M'Culloch, *Dictionary geogr., statist. and hist. New Edition by F. Martin.* London 1866. Vol. II. p. 548.)

Die Hindus bilden sechs Siebentel der Bevölkerung von Hindustan; aber der übrige Theil der Bewohner, obwohl vielfach ursprünglich abweichend, ist durch Vermischung ihnen dermaßen assimilirt und hat so die indischen Sitten und Gebräuche angenommen, daß die gesammte Bevölkerung aus einem und demselben Gesichtspunkte betrachtet werden kann. Was die Rasse angeht, so sind die Hindus als zur sogenannten Kaukasischen gehörig betrachtet worden und sogar zu derselben Familie dieser Rasse, wie die Weißen Europas. Das ist aber eine unrichtige Vorstellung, für welche kaum ein Schatten von Begründung vorhanden ist. Die einzigen drei Punkte, in welchen sich eine Aehnlichkeit zwischen Europäern und Hindus entdecken läßt, sind die ovale Form des Gesichtes, die Gestalt des Kopfes und Spuren von einer gewissen Gemeinsamkeit der Sprache. In jeder anderen Rücksicht sind die Gegensätze unvergleichlich mehr durchgreifend, als diese Aehnlichkeit. Der Europäer ist weiß, der Hindu dunkelgefärbt. Der Europäer, und er allein unter allen Rassen in solcher Weise ausgezeichnet, zeigt eine unendliche Mannigfaltigkeit der Farbe des Haares vom Flachsfarbenen bis zum Schwarz, und eine große Verschiedenheit in der Farbe der Iris, vom Hellblau oder Grau bis zum Dunkelbraun; beim Hindu dagegen ist die Farbe des Haares stets schwarz und die Farbe des Auges stets dunkelbraun. Der Europäer ist größer als der Hindu, kräftiger und mehr ausdauernd. Selbst in den

ersten Stadien der Civilisation hat der Europäer eine Festigkeit, Ausdauer und einen Unternehmungsgeist gezeigt, welcher auffallend mit dem schwachen, langsamen und unentschlossenen Charakter des Hindu contrastirt. In der Ausführung von gewöhnlichen Arbeiten solcher Art, dafs sie füglich eine Vergleichung zulassen, ist die Arbeit Eines Engländers gleich der von drei gewöhnlichen Indiern. Drei indische Seeleute werden kaum die Arbeit Eines englischen Matrosen thun, und drei Bataillons Sipahis würden nicht ein einziges Bataillon von Europäern ersetzen. Wahrscheinlich würde sich dieselbe Inferiorität bei einer Vergleichung mit einer römischen Legion oder einer griechischen Phalanx ergeben. Wenn man gar die Geschicklichkeit in Anschlag bringt, welche zu irgend einer besonderen Beschäftigung erforderlich ist, so sieht man den Europäer befähigt, sich mit verbesserten Instrumenten zu helfen, während der Hindu dies weder kann, noch will, und dann scheint die Verschiedenheit noch gröfser. Rücksichtlich der physischen Kraft und der ausdauernden Arbeit steht ohne Frage der Hindu nicht nur dem Europäer nach, sondern auch dem Araber und Perser und namentlich dem Chinesen.

In einer physischen Eigenschaft zeigt sich zwischen Hindu und Europäer eine auffallende Verschiedenheit. Der Europäer wird mit einer unbeugsamen und vergleichsweise starren Muskelfaser geboren, der Hindu aber mit einer biegsameren und weicheren, als selbst eine Europäerin hat. Der Unterschied ist indess mehr ein Ergebnifs des Klimas; denn diese dem Hindu zugesprochene Eigenschaft ist den Eingeborenen aller warmen Klimate gemein, und sie zeichnet selbst Creolen schon in der ersten Generation aus. Diese Biegsamkeit in der Muskelfaser soll nach einigen Beobachtern von einer grofser Sensibilität und Schärfe der Sinnesorgane begleitet sein, so dafs damit dem Hindu in einigen der feinsten Handgeschicklichkeiten ein merkwürdiges Uebergewicht zufile. Aber diese Hypothese ist eben so unhaltbar, wie etwa die Behauptung, dafs eine Frau durch ihre zarten und biegsameren Finger in Geschick für Arbeit den Sieg über den Mann davontragen müfste. In den feineren mechanischen Künsten verschafft die Gewohnheit bald der harten Hand eines europäischen Arbeiters eine Feinheit des Gesichts und ein Geschick in der Ausführung, die ein Hindu nie erreicht; im Allgemeinen aber besitzt der Hindu mehr Beweglichkeit als der Europäer, und seine Schnelligkeit wird durch die Leichtigkeit seines Körpers unterstützt. Die Hindu's sind, bis zu einem merkwürdigen Grade, die besten Läufer, Ringer und Kletterer in ganz Asien. Darin können Araber, Perser und Chinesen nicht mit ihnen verglichen werden. Daraus folgt, dafs sie als gemeine Matrosen weit geschickter und auch nützlicher sind, als irgendwelche aus einer anderen Nation; indess ein gewisser Mangel an Festigkeit und Geistesgegenwart macht, dafs sie sich ebensowenig zu Offizieren eignen, als zu Steuermännern, und in letzterer Beziehung sind z. B. die Eingeborenen aus den Philippinen ihnen so vorzuziehen, dafs dieselben, wo sie irgend zu haben sind, stets mit Ausschließung aller Hindu's verwendet werden. Einen Hindu kann man nicht für eine längere Zeitdauer zu irgend einer körperlichen Anstrengung treiben, ohne dafs Mifslingen oder Erschöpfung die Folge wäre. Selbst in ihrem eigenen Lande und Klimate sind die Sipahis von den europäischen Truppen geschlagen worden und selbst nach lang auf einander folgenden forcirten Märschen.

Obwohl die gemeinsamen Grundzüge der physischen und intellectuellen Eigenthümlichkeit unter den Hindu's im Allgemeinen deutlich hervortreten, so bestehen doch viele Varietäten, ja vielleicht mehr als unter den Völkern Europa's. Dieses Abweichen hat man der Verschiedenheit der geographischen Breite und dem Klima, sowie der Nahrung zugeschrieben, und man hat namentlich behauptet, daß die Bewohner des Südens, deren Hauptnahrung in Reifs besteht, kleiner und schwächer als die des Nordens seien, deren hauptsächlich Brodkorn Weizen und Hirse ist. Die Erfahrung zeigt aber, daß diese Meinung unbegründet ist. Die kleinste und schwächste Familie der Hindu's sind die Eingeborenen von Bengalen, das zwischen 21 und 26° nördl. Br. liegt; die ein Dutzend Grad südlicher leben und dieselbe pflanzliche Nahrung zu sich nehmen, sind größer, stärker, energischer und kühner. Die Bewohner des Tafellandes, deren pflanzliche Nahrung weder Reifs, noch Weizen ist, stehen ebenso keineswegs über den Bewohnern von Karnatik oder der niedrigen, feuchten Malabar-Küste. Die größten und kräftigsten, aber nicht die rührigsten und schnellsten, sind die Bewohner des oberen Gangesthales, wo wenige derselben, die sich in besseren Umständen befinden, nur von Weizen leben; die Majorität des Volkes nährt sich von Gerste oder Hirse.

Die Quantität und nicht die Qualität der pflanzlichen Nahrung ist es, was in Indien von größerem Einflusse ist; und man darf sagen, daß in Hindostan im Allgemeinen in der physischen Entwicklung ein größerer Unterschied zwischen den wohlhabenderen Klassen und den Armen besteht, als in irgend einem anderen Lande. Die Hindu's der höheren und bevorzugten Klassen sind fast durchweg größer, stämmiger und hübscher, als die armen und niederen Klassen. Selbst der unachtsamste Beobachter muß bemerken, daß die militärische, merkantile und namentlich die priesterliche Kaste über der gemeinen arbeitenden Bevölkerung steht. Die Sipahis der bengalischen Armee, welche aus der zahlreichen Landbevölkerung der nördlichen und centralen Provinzen genommen sind, erscheinen, obwohl in Bezug auf Stärke und Energie sehr untergeordnet, in Wuchs und Körperbildung dem Gros der europäischen Truppen gleich, wenn sie dieselben nicht gar übertreffen; und selbst in den Strafsen Calcutta's wird der Fremde unfehlbar überrascht durch das verschiedene Aussehen des wohlgenährten Kaufmannes oder Brakers und des jämmerlichen, halb verhungerten Arbeiters oder Handwerkers. Die Bergbewohner und im Allgemeinen alle halbwilden Stämme sind klein, ausgemergelt, krank aussehend, namentlich die, welche sich von der Jagd nähren oder vom Sammeln der Waldproducte, des Honigs, Waxes und der Drogen. Wo wenig Sklaven vorhanden sind, also in allen volkreichen Theilen des Landes, da macht das körperliche Aussehen derselben etwa denselben Eindruck, wie das jedes anderen Bauern und sie sind von diesen nicht zu unterscheiden; wo sie dagegen zahlreich vorhanden sind, und sich ganze Stämme in knechtischem Zustande befinden, da kann man sie leicht durch ihre Häßlichkeit, kleine Gestalt und schwache Constitution von den Uebrigen unterscheiden. Man kann somit als eine allgemeine Regel gelten lassen: das Klima und die allgemeine Ernährungsweise sei welche sie wolle, — wo das Arbeitslohn niedrig ist und das Volk demgemäß genöthigt ist, von der schlechtesten Nahrung zu leben oder von der möglichst kleinsten Menge besserer Nahrung, die eben

das Leben erhalten kann, da ist die große Menge der Bevölkerung in der höchsten körperlichen und geistigen Degradation.

Es ist eine allgemeine, aber irrige Ansicht, daß die Hindus fast nur von Pflanzenkost leben; das würde der physischen Natur des Menschen widerstreiten, der eben ein Alles-Esser ist. Die in der Diät strengsten Hindus genießen viel Milch und Butter; Fische werden in der Nähe der Seeküsten und der Fluszufer überall in Menge gegessen; und kein Indier hält diese Ernährungsweise für verwerflich, außer den Bewohnern des Inneren, welche sich diese nicht verschaffen können. Selbst Fleisch wird von den meisten Hindus, obwohl sie in der Auswahl heikel sind, gelegentlich gegessen, und sie enthalten sich desselben mehr wegen Mangels an Mitteln, als wegen ihrer religiösen Bedenken. Wo die Nothwendigkeit zwingt, gestattet selbst die Religion jede Art von Nahrung, und in einer Hungersnoth wird selbst ein Brahmine Hundefleisch essen.

In Betreff der intellectuellen und moralischen Eigenschaften der Hindus werden wenige Worte genügen. Die besser erzogenen Klassen, und nur aus dem Charakter dieser kann man einen einigermaßen gültigen Schluss ziehen, kann man ohne Bedenken ein böses, schlaues und scharfsinniges Volk nennen. Der hervorragende Charakter derselben ist vielleicht eher List, als Kraft. Obwohl sie gute Nachahmer sind, haben sie doch seither noch keine originelle Erfindung gemacht. Sie haben wenig Einbildungskraft, denn die ärmlichen und übertriebenen Träumereien ihrer Theologie und Literatur verdienen diesen Namen nicht. Rücksichtlich des gesunden Menschenverstandes stehen sie offenbar unter den Chinesen; rücksichtlich der Kraft und Männlichkeit der Seele unter den Arabern, Persern und den tatarischen Mohammedanern, durch deren Heere sie überfallen und besiegt worden sind. Mit den europäischen Völkern sind sie gar nicht zu vergleichen, weil der Abstand zu groß ist, um irgend eine Parallele zuzulassen. Die Gebiete der Industrie, in denen ihre intellectuellen Fähigkeiten am vortheilhaftesten erscheinen, und für die sie am geeignetsten sein mögen, sind die Verwaltung der Justiz und der Finanzen, sowie solche Handelszweige, zu denen nicht umfassende Kenntnisse und kühner Unternehmungsgeist erforderlich sind.

Der moralische Charakter der Hindus ist ein Ergebniß von vielleicht Tausenden von Jahren der Anarchie und Unterdrückung. In einem solchen Zustande erstirbt jede Spur von Biederkeit, Rechtschaffenheit oder Freimüthigkeit, und daher kann man diese Eigenschaften unter den Hindus kaum nachweisen. Raubsucht, Gewaltthätigkeit, Betrug und Ungerechtigkeit charakterisiren den eingeborenen Herrscher; und das Volk ist reichlich versehen mit den üblichen Waffen der Vertheidigung, nämlich mit Falschheit, Kunstgriffen, Rechtsverdrehung und List. In der That kann man behaupten, daß auf Generationen Rechtschaffenheit in Indien nicht zu finden gewesen ist und Heuchelei hoch im Preise gestanden hat. Ehrlichkeit und Biederkeit sind Tugenden, deren Ausübung sich nicht mit der persönlichen Freiheit, mit Leben und Eigenthum vertrug; bei einem solchen Zustande der Dinge würde ein Pinsel von ehrlichem Manne unvermeidlich die Beute eines Heeres von Schurken geworden und würde ausgelacht und verachtet worden sein. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Hindus selten die volle Wahrheit ohne Hinterhalt sagen. Richterliche Ungerechtigkeit ist in Indien vielleicht in ausgedehnterer Weise üblich, als in irgend einem Lande der Welt. Man

hat die britischen Gerichtshöfe getadelt, weil sie das Verbrechen ermuthigten, und vielleicht ist dem so in gewisser Ausdehnung; aber im Ganzen kann man sie nur einfach als eine Streitbahn für die Aufdeckung dieses Lasters in großartigem Mafsstabe ansehen. Falschheit und Zweideutigkeit sind unzertrennlich von einem socialen Zustande, wie der Indiens ist, und sie haben die Sitten der Hindus gekennzeichnet von dem Augenblicke an, wo die Europäer zuerst authentische Nachrichten über sie erhielten. Die Schilderung, welche Bernier, einer der zuverlässigsten Reisenden, von den Hindus unter Aurenzib giebt, passen vollständig noch auf die gegenwärtigen Zeiten. Sir Will. Jones, welcher oft ihr entschiedener Lobredner ist, sprach seine Ueberzeugung dahin aus, dafs eidliche Aussagen über jede denkbare Thatsache in den Strafsen und Märkten Calcutta's eben so leicht zu haben seien, wie jeder andere Handels-Artikel; und in Betreff der Eide fügt er hinzu, dafs, wenn man selbst die allerbindendste Form für die Gewissen der Menschen finden könnte, doch wenige Hindu-Gewissen durch dieselbe gebunden werden würden.

Zu den besseren Eigenschaften der Hindus kann man Mäfsigkeit, Geduld, Gelehrigkeit und selbst Fleifs zählen. Aber die erstere dieser Tugenden nähert sich in vielen Fällen zu sehr dem Geize. Dies ist eine Eigenschaft des Hindu-Charakters, welche nicht leicht zu erklären ist. Die gewöhnliche Wirkung einer schlechten Regierung, welche das Eigenthum unsicher macht, ist die, dafs sie das Volk verschwenderisch macht und wenn auch nicht gleichgültig gegen Besitz, doch unter allen Umständen sorglos in Betreff der Ansammlung. Unzweifelhaft ist das Resultat bei den Hindus das entgegengesetzte gewesen. Ein denkender Schriftsteller, der dies zu erklären versucht, sagt: Die Sklaverei hat die natürliche Feinheit aller Geister in Asien geschärft. „In Folge der Schwierigkeit, zu erhalten, und der gröfseren Schwierigkeit, zu bewahren, sind die Hindus unermüdlich im Geschäft und Meister in der ausgesuchtesten Verstellung in allen Dingen von Bedeutung.“ Dies giebt das Factum sehr genau an, läfst aber die Ursache völlig unerklärt; denn es steht fest, dafs die Sklaverei nicht dieselbe Wirkung auf die Araber, Türken, Perser, Chinesen, oder auf die Mohammedaner in Indien hervorgebracht hat. — Auch die Gelehrigkeit der Hindus ist der Passivität sehr nahe verwandt; fast eben so leicht sind sie dahin zu bringen, sich der Unterdrückung und Raubsucht zu unterwerfen, als eine Verbesserung ihrer Lage zu versuchen.

v. Kl.

### Die römische Station bei Plewna in Bulgarien.

Herr G. Lejean hat in der Nähe der Bulgarischen Stadt Plewna die Ruinen einer römischen Station aufgefunden, in welcher er nach einer Vergleichung mit der Peutinger'schen Tafel die dort unter dem Namen „Dorionibus“ aufgeführte Befestigung zu erkennen glaubt (*Revue archéolog.* XVIII. 1868. S. 81). Bei seinem Aufenthalte in Plewna hörte er nämlich von den Ruinen einer in nicht weiter Entfernung nach Süden im Thal des Baches Kajalyk gelegenen genuesischen Befestigung, ein Name, mit welchem die Türken so häufig Reste des



Alterthums zu bezeichnen pflegen. Bei näherer Untersuchung fand der Reisende auf der Spitze eines in das Thal des Kajalyk steil abfallenden Hügels die genau rechtwinklig angelegten Substructionen einer Akropole, deren westliche Seite, als die allein vom Plateau aus angreifbare, außerdem noch von einem Wallgraben geschützt war. Eine der Burgmauer sich anschließende, am Rande des Hügels hinlaufende Ringmauer diente zum Schutz der Stadt, und nur am steilen südlichen Abfall scheint diese Mauer zu fehlen. Zahlreiche Substructionen kleinerer Gebäude, sowie Reste von Ziegeln bedecken den inneren, etwa  $1\frac{1}{2}$  Hectaren großen Raum der Stadt. Das Fehlen von Cisternen und Wasserleitungen erklärt Lejean daher, daß in Friedenszeiten der um den Fuß des Hügels sich windende Bach, sowie eine an der gegenüberliegenden Thalwand aus einem unterirdischen Felsreservoir hervorsprudelnde Quelle — heutzutage noch der Wallfahrtsort der Bewohner von Plewna an Feiertagen — die Besatzung hinreichend mit Wasser versorgen konnten. In Kriegszeiten freilich hätte der Ort eine längere Belagerung nicht aushalten können, doch genügte er jedenfalls in Verbindung mit anderen festen Plätzen als Bollwerk gegen die Einfälle der Barbaren. Da inschriftliche Denkmäler sich bis jetzt nicht vorgefunden haben, so versuchte Lejean den Namen des Platzes aus der *Tabula Peutingeriana* zu ermitteln. Die Endpunkte des Strafsenzuges zwischen Nicopolis und Oescus Colonia scheinen ziemlich festzustehen: ersteres ist das heutige Niküp (Nikopi) in der Nähe von Trnowa, wo sich noch große Ruinenfelder befinden, letzteres das heutige Ghighi am Isker. Von Niküp führt eine von den Türken als Römerstraße bezeichnete Karawanenstraße in gerader Linie auf das bulgarische Dorf Studena und von da in westlicher Richtung am Fuß des Berges Utscha vorbei nach Plewna und zu der von Lejean gefundenen Römerstation im Thale des Kajalyk. Die Entfernung dieser Ruinen von Niküp stimmt nun genau mit der Distanzen-Angabe auf der Peutinger'schen Tafel überein, nämlich: Nicopolistro L, Melta X — Dorionibus — so daß es ziemlich sicher erscheint, daß unsere Bergfeste die von den Römern angelegte Station „Doriones“ ist. Von „Dorionibus“ würde sich dann der Strafsenzug in NNO.-Richtung nach Oescus ziehen. Für diese Strecke bringt die Peutinger'sche Tafel folgende Entfernungen: Oesco — Ad Putea VII — Storgosia — Dorionibus XI. Nach Lejean stimmt auch diese Distance von Plewna bis Ghighi mit den alten Angaben über die Entfernung zwischen Doriones und Oescus vollkommen überein. In den in nicht weiter Entfernung von dem Dorfe Ghighi gelegenen Brunnen würde die Station „Ad Putea“ zu erkennen sein, während freilich die Lage von Storgosia für jetzt noch nicht bestimmt angegeben werden kann, doch hofft Lejean seine Untersuchungen über diesen Ort in diesem Jahre wiederholen zu können.

— r.

### Die Eisenbahnen in der Colonie Neu-Süd-Wales.

Die zu Ende des Jahres 1868 in Neu Süd-Wales fertigen Eisenbahnen hatten eine Länge von 250 Miles erreicht, waren also fast genau so lang, wie die der benachbarten Colonie Victoria. Die einzelnen Bahnen sind folgende:

- 1) Die Great Southern, welche von Sydney über Paramatta bis Marulan, in

der Länge von 115 Miles, dem öffentlichen Verkehr übergeben ist und in 5 Stunden 25 Minuten befahren wird. Diese Bahn soll einstweilen nur bis Goulbourn, der Provinzialhauptstadt des Districtes Argyle, fortgeführt werden, und die noch fehlende Strecke bis dahin (17 Miles), zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein. Die Fortsetzung der Great Southern bis an die Grenze der Colonie Victoria ist nur noch eine Frage der nächsten Zeit. Meetings sind in letzter Zeit mehrfach in Deniliquin und Moama am Murray R. abgehalten worden und haben dieselben das dort gewählte Parlamentsmitglied instruiert, seinen ganzen Einfluss in diesem Sinne zu verwenden. Wird die Great Southern bis Moama fortgesetzt, so ist damit eine vollständige Verbindung zwischen Sydney und Melbourne erreicht, da bekanntlich die Bahn von Melbourne bis Echuca am Murray, Moama gegenüber, schon seit 1865 fertig ist. Freilich liefse sich diese Verbindung auch dadurch gewinnen, daß man von Goulbourn aus auf Albury baute, da die Regierung von Victoria jetzt eine neue Eisenbahn von Melbourne nach Belvoir am Murray, Albury gegenüber, anlegen läßt. Jedenfalls wird es über den eventuellen Anschluß noch sehr lebhafte Debatte in Neu Süd-Wales setzen.

2) Die Great Western, welche bestimmt ist, Sydney, viâ Paramatta und Blue Mountains, mit Bathurst zu verbinden, aber erst bis zum Mount Victoria in der Länge von 76 Miles, welche in 5 Stunden zurückgelegt werden, fertig ist <sup>1)</sup>. Die noch fehlende Strecke ist bis Kelso, 2 Miles von Bathurst, an verschiedene Bauherren in Contract gegeben, und herrscht daselbst die größte Thätigkeit.

3) Die Richmond Bahn, welche von Sydney via Paramatta nach Richmond führt. Sie ist 37 Miles lang und wird in 2 Stunden 25 Minuten befahren.

4) Die Great Northern geht von Newcastle an der Mündung des Hunter R., berührt durch seine Kohlenbergwerke, ab und ist bis Singleton, 56 Miles entfernt und in 2½ Stunden erreichbar, dem Verkehr übergeben. Die Strecke von da bis Muswellbrook muß, dem Contracte gemäß, Ende December 1868 fertig sein, und nach dem Stande der Arbeiten dürfte auch keine Verzögerung zu erwarten sein. Von Muswellbrook ab ist eine weitere Strecke bis Murrurundi auch schon contractlich verdungen, die Arbeiten daselbst sind jedoch noch wenig vorgeschritten und werden namentlich dadurch zurückgehalten, daß in dortiger Gegend kein passendes Material für die Anfertigung von Mauersteinen aufzufinden ist.

Zur bessern Uebersicht des Ganzen möge die folgende Tabelle, welche die einzelnen Stationen und deren Entfernung einschließt, dienen.

Paramatta-Bahn.

Stationen.	Entfernung in Miles.	Stationen.	Entfernung in Miles.
Sydney . . . . .	2	Burwood . . . . .	7
Newtown . . . . .	3	Homebusch . . . . .	8
Petersham . . . . .	5	Haslem Creek . . . . .	11
Ashfield . . . . .	7	Paramatta Junction . . . . .	13

<sup>1)</sup> Man vergleiche meine Mittheilungen in dieser Zeitschrift. Bd. 3. p. 477.